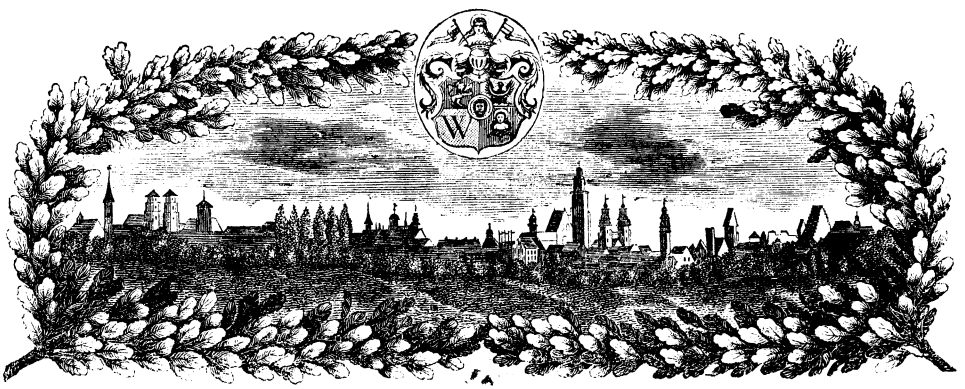
Der

Breslauer Stadt- und Landbote.

Ein Volksblatt zur Unterhaltung und Belehrung für den gebildeten preussischen Bürger.



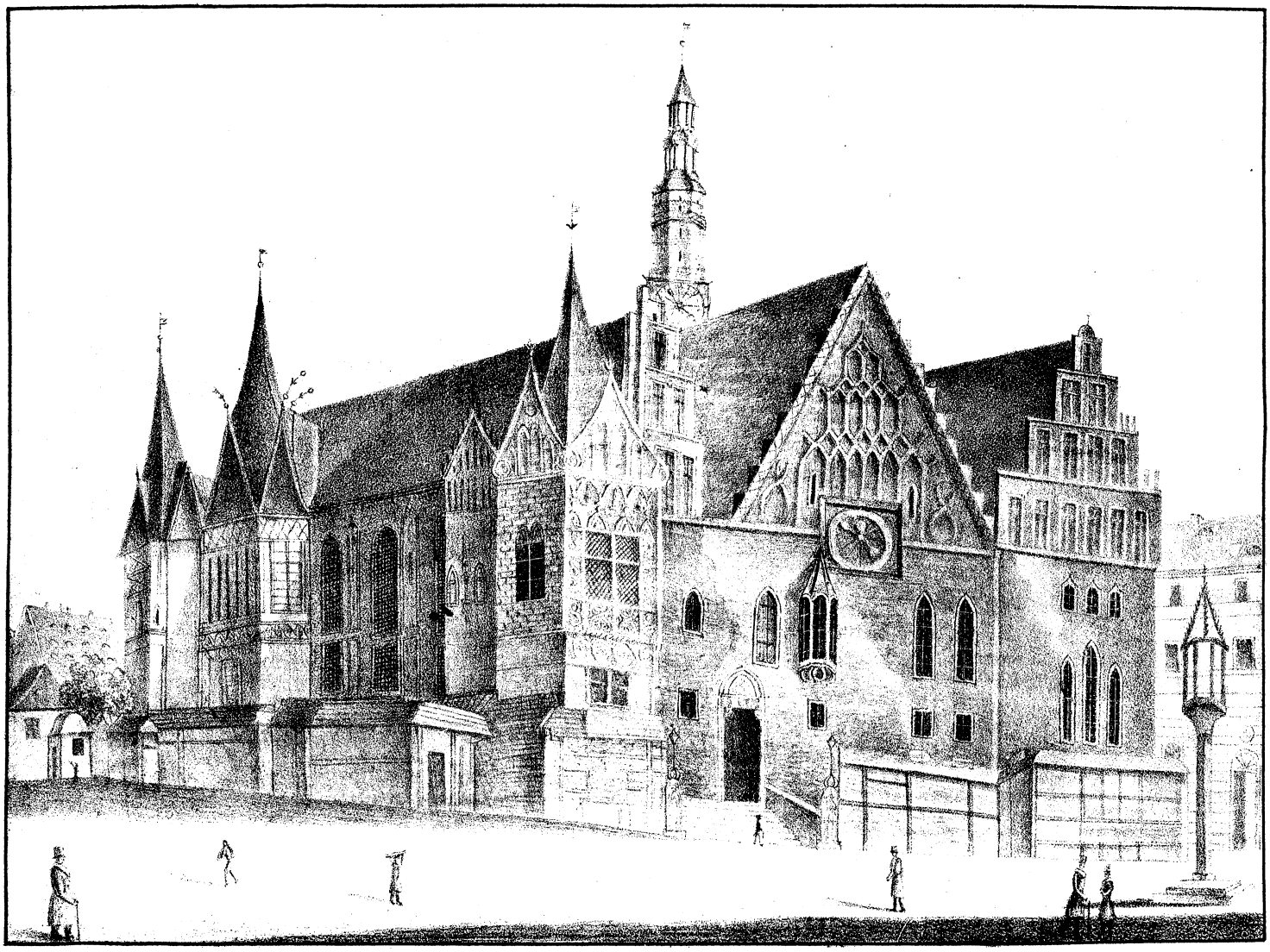
Breslau vom Oswitzer Berge.

Erster Jahrgang.
1833.

Herausgegeben
von
Moritz Bauschke.

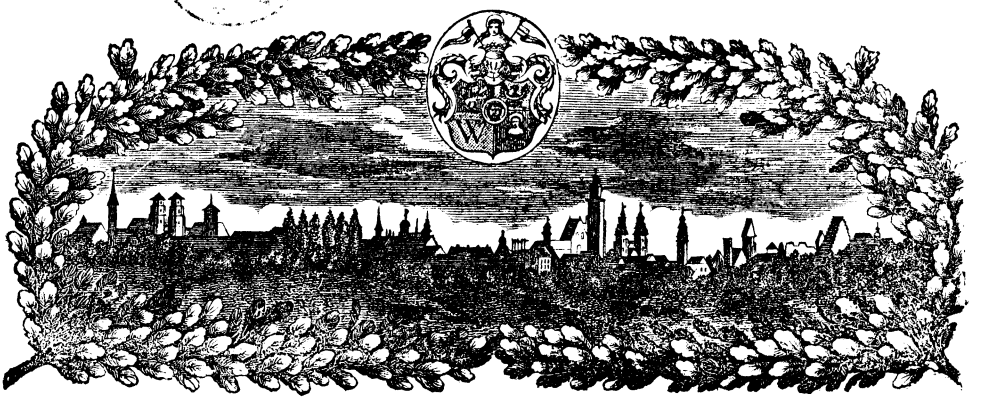
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA WROCŁAW

Breslau,
Expedition des Breslauer Stadt- und Landboten,
Schmiedebrücke No. 41.



Das Breslauer Rathhaus.

1833. Erster Jahrgang. Heft 1.



Der Breslauer Stadt- und Land-Bote.

Ein Volksblatt für den gebildeten Bürger.

Vorwärts schaut des biedern Preußen heller Blick,
Im Vorwärtsschreiten sieht er seines Volkes Glück!

Von diesem Volksblatte erscheinen alle Monate zwei Hefte, jedes Heft mit einer, bisweilen auch zwei sauber ausgeführten Breslauer Ansichten für den Preis von 2 Sgr., die jedesmal erst beim Empfange eines Heftes zu entrichten sind. Dem Blatte wird noch unentgeltlich ein „allgemeiner Anzeiger" beigegeben, in welchem Bekanntmachungen, sowohl literarische, als auch anderer Art, gegen Insertionsgebühren von 1 Sgr. für die Zeile aufgenommen werden. (Der Breslauer Stadt- und Landbote wird jedem Abnehmer frei zugesendet.) Auswärtige wollen sich gütigst mit Bestellungen an die resp. Post-Aemter wenden. — Diejenigen, welche dieses Blatt gegen Provision in Commission nehmen und gefälligst weiter verbreiten wollen, werden ersucht, sich unmittelbar an die unterzeichnete Expedition zu wenden.

Expedition des Breslauer Stadt- und Landboten,
in Breslau, Schmiedebrücke Nr. 41.

Das Breslauer Rathhaus.

Während alle Straßen der Stadt sich von Zeit zu Zeit verjüngen, so wie eine Generation ihrer Bewohner die andere ersetzt und unbemerkt das Ganze in ununterbrochenem Gange fortbesteht; wie nur einzelne ausgezeichnete Geister die Menge überragen und länger im Andenken der Lebenden erhalten werden, so finden wir es auch bei ihren Werken. Das mittelalterliche Rathhaus Breslaus, von dessen wackeren Bürgern erbaut, steht noch in voller Festigkeit da; seine Zeitgenossen sind längst in Trümmer gesunken, und selbst seine Nachfolger bedürfen schon häufig der unterstützenden Hand.

Das Jahr der Erbauung unsers Rathhauses ist nicht mit Gewißheit anzugeben, da urkundliche Nachrichten darüber nicht vorhanden sind; doch ist mit Sicherheit zu vermuthen, daß dieses, jetzt noch so ehrwürdig dastehende Gebäude, seit den großen Feuersbrünsten der Jahre 1342 und 44 sein Bestehen hat; von welcher Zeit überhaupt das Innere der Stadt großentheils die noch gegenwärtige Form erhielt.

Eine nähere Beschreibung der innern Theile des, ganz im Geschmack des vierzehnten Jahrhunderts, erbauten Rathhauses, so wie eine Geschichte des darin befindlichen Fürstensaales und des allbekannten Schweidnitzer Keller, mit seinen früheren eigenthümlichen Einrichtungen und Gebräuchen, geben wir in einer spätern Abbildung desselben.

Der Schwur des Genuesers.

Unter die leichten Truppen, welche der Graf de Vaux commandirte, hatte man zwei Genueser aufgenommen. Giacomo, der Vater, war ein Mensch, in dessen wilden verstörten Zügen man deutlich die Leidenschaft des unmäßigen Genusses von Branntwein las. Er hatte einen ungeheuren Kopf von schreckenerregendem Ausdrucke; ein Busch von Haaren, dick und hart wie Borsten, zog sich bürstenartig über seinen Scheitel; ein schwarzer Schnautzbart hing ihm bis über die Unterlippe herab. Man hörte ihn tausendmal bei seiner Seele und bei allen Teufeln fluchen, wenn er im Treffen, statt in die Patrone, sich in den Bart biß. Widerlich funkelten unter den dichten Braunen seine großen, feuerrothen Augen.

Doch war seine äußere Bildung vielleicht minder scheußlich, als sein Inneres. Wenn Einer, durch und durch gebohrt, den letzten Seufzer verröchelte und sich in Todeszuckungen wand — wenn Jeder das Gesicht wegwendete, so sah Giacomo mit einem wilden Lächeln, dem Grinzen einer Hyäne oder eines Shakals auf den Sterbenden.

Giacomo, der würdige Sohn, war früher Schmuggler. Eine Angewohnheit unterschied ihn von seinem Vater. Wenn bei den vielfältigen Raufereien, welche sie — in Folge ihrer nächtlichen Unternehmungen — mit den Zollbeamten hatten, einer von diesen erschlagen wurde, (und dies war der gewöhnliche Fall), so nahm der alte Giacomo sogleich die Branntweinflasche in Beschlag, sein Sohn hingegen griff augenblicklich nach der Börse. Geld war sein Alles, das Spiel seine einzige, tiefe Leidenschaft. Er war ein so ausschweifender, rasender Spieler, daß er eines Tages, wo ihm nichts übrig geblieben war um es auf eine Karte oder auf einen Würfel zu setzen, nichts anderes aufs Spiel setzen wollte — als die Seele seiner Mutter. —

Am 3. Mai kam die Legion des Grafen de Vaux vor dem Camp Saint-Nicolas an. Es war beschlossen, sogleich Jagd darauf zu machen; man gab die nöthigen Befehle.

Der Tag neigte sich, die Truppen waren im Gefecht; da erblickte man in den Reihen der Feinde einen stattlichen Mann, den man bemerkte, ohne ihn zu suchen. Ihm ganz nahe folgte ein hohes, schönes, junges Weib, eine Copie jener Bilder, welche man in Italien vor den Thoren der Tempel findet. Sie saß zu Pferde und schloß sich den Schritten des corsischen Heerführers an, der ihr Gatte zu sein schien. Unwillkührlich mußte man lebhaften Antheil an dieser Frau nehmen, deren Unerschrockenheit, trotz ihrer Schwangerschaft sie bewog, die Gefahren des Soldaten zu theilen.

Am folgenden Tage war Saint-Nicolas genommen. Im Gemetzel hatte sich Giacomo an den corsischen Heerführer gedrängt, doch als er ihm nahe, da schlug sein Schuß in Giacomo's Kinnlade. Die Kugel hatte ihm mehrere Zähne zerschlagen und ihm den Mund um zwei Zoll aufgerissen. Er stürzte heulend rückwärts hin.

„Ich habe noch nicht genug, um auf der Stelle abzufahren — stöhnte er — ich bin verdammt im Spitale zu sterben; verflucht!“

Er wälzte sich im Staube und besudelte ihn mit dem Blute, welches seiner Wunde entrann. — Man legte ihn auf eine Trage und trug ihn unter seinem beständigen Schreien und Fluchen nach dem Lazarethe.

„Ein Kolbenschlag und die Heilung ist vollbracht,“ murmelten die Träger.

Der schwer Verwundete verlangte nach seinem Sohn; der junge Giacomo kam herzu. „Kind!“ sagte der Alte zu ihm, „die Kugel hat sich mir in den Kopf hineingewühlt. Du mußt sie mir heraus ziehen, sei es mit dem Säbel oder mit dem Messer; aber sie muß heraus. Sie ist das Einzige, was ich Dir hinterlasse, nebst meiner Rache. — Siehst Du, mit dem, was ich Dir hinterlasse, sollst Du mir —“

Der Sohn war ganz Ohr, und hätte ihn nicht von Zeit zu Zeit ein gewisser Frost geschüttelt, so hätte man ihn für eine Bildsäule halten können.

„— Rache sollst Du mir verschaffen!“ Bei diesen Worten dehnte sich der ungeheure Mund des Verwundeten klaffend auf, so daß er Mühe hatte, ihn wieder in die natürliche Lage zu bringen.

„Ja Rache!“ fuhr er fort. „Erwürge, mir zu Ehren, so viel von diesen Canallien, als Du nur kannst!“

Und sein Sohn wiederholte kaltblütig den vorgesprochenen Satz.

„Was die Kugel da anbelangt, so wäre es zu wenig, sie dem Anführer in den Leib zu jagen. — Aber schwöre! Wenn Du jener schönen, schwangern Frau begegnest — jener Frau, welche Du auf Saint-Nicolas gesehen hast, dann schlag' an und erschieße sie und ihr Kind! Hörst Du?"

Und der Sohn sprach mit dumpfer, eintöniger Stimme die Worte nach.

„Ich bin mit Dir zufrieden — aber ich leide zu stark, Du magst anfangen — nimm mein Messer, es ist schärfer — halt, gieß mir erst einige Tropfen Branntwein in den Mund, das ist das Beste auf der Erde; ich werde nicht gleich wieder welchen trinken, außerdem es gäbe einen Flaschenkeller dort oben oder — dort unten!"

Der Sohn nahm die Korbflasche, welche den Branntwein enthielt, und goß ihm auf das zerrissene Fleisch. Der Verwundete stieß eine Menge Flüche aus, seine Augen drängten sich aus ihren Höhlen, Thränen der Wuth, gräßliche Verzuckungen, ein entsetzliches Röcheln und Stöhnen erfolgte — endlich starb er unter dem Messer des Sohnes, denn sein Sohn hielt Wort. —

Nach einem kurzen Zwischenraume und nach dem siegreichen Einzuge in Corté, sah der Sohn des alten Banditen die schöne schwangere Frau wieder, aber er behielt nicht Zeit auf sie anzulegen, so schnell entschwand sie ihm.

Die Corsen, entmuthigt durch die immerwährenden Fortschritte der Feinde, und den Umstand, daß sie ihren Anführer, Pascal Paoli, sein Vaterland verlassen und nach Livorno hatten gehen sehen, unterwarfen sich endlich der Macht der französischen Waffen.

Zu Ajaccio hatte Giacomo eines Abends Alles verspielt, so daß ihm weder Schlafgeld noch Brodt blieb.

„Wie? Du hast nichts mehr?" fragten ihn seine Freunde.

„Nein."

„Sieh doch erst noch besser nach, Giacomo."

Er griff in seine Taschen und zog nichts als eine Kugel hervor, die ganz voller Scharten war, und an welcher man noch Blutspuren bemerkte.

„Eine Kugel? Ja, wenn sie von Silber wäre!"

„Ich würde sie auch dann nicht auf's Spiel setzen." —

Die lustigen Gesellen lachten und setzten ihre ausgelassenen Gespräche fort; nur Giacomo schwieg still.

„Der Kerl ist immer in Träumereien versunken, seit Corsika sich an Frankreich ergab.

„Ich weiß schon was ihm fehlt. Werft ihm nur eine volle Börse hin, laßt wieder eine Todtschlägerei angehen und ihn mit dem Bajonett voran rennen, so wird er schon wieder fröhlich werden."

„Warum hat mich nicht eine Kugel in der Schlacht von Ponte-Novo getroffen! ich würde dann nicht dahin gebracht worden sein, meinen Schwur vielleicht nicht halten zu können."

„Ein Schwur? ein Schwur?" schrie Einer seiner Kameraden. „Und worauf hast Du denn geschworen?

„Sie ist für mich, wenn ich sie nicht am rechten Orte anbringe," murmelte Giacomo, indem er die Kugel zwischen den Fingern umdrehte und sie dann in den geldentleerten Beutel fallen ließ.

Ohne seinen Kameraden Rede zu stehen, entfernte er sich. — Unruhe folterte ihn, als er sich schwerfällig auf sein Lager warf; er konnte nicht einschlafen. „Ueber drei Monate ist es her — sagte er zu sich selbst — daß ich meinem Vater geschworen, ihn mit derselben Waffe zu rächen, welche ihn erschlug. Wann werde ich endlich jenes Weib wiederfinden? Ich habe zwar genug der Ihrigen getödtet, bin dem Andenken des Vaters nichts schuldig geblieben, aber sie! sie!" — Er dachte nur an seinen Verlust und an den Schwur am Bette des Sterbenden. Der Tag überraschte ihn noch bei denselben Gedanken.

Des Morgens, als die Sonne die Gebäude von Ajaccio mit einem bleichen Roth überzog, begannen alle Glocken ihre schöne, großartige Musik. Giacomo ward aus seinem dumpfen Hinbrüten geweckt; er fühlte eine gewisse Gluth, eine Aufregung in sich, die ihn stärkte und seine Schritte eilender machte. „Vielleicht ist dies ihre oder meine Sterbeglocke, vielleicht uns

Beiden der Todeskampf gleich nahe; der Tag wird schön und das Fest glänzend werden."

Es war der 15. August 1769, der Festtag Mariä Himmelfahrt; er wird in Ajaccio sehr pomphaft gefeiert.

Giacomo begab sich nach der Kirche. — Schön nahmen sich die Verzierungen und die Lichter auf den Altären aus; überall strahlten Gold und flammende Kerzen; Gesänge, Musik und Weihrauchdünste stiegen von den kalten Steinen, auf denen die Gemeinde andächtig kniete, bis zur obern Wölbung hinauf. Auf einer mit schöngemusterten, seidenen Tüchern verzierten Erhöhung zeigte sich, geschmückt mit Perlen und Korallen, leuchtend in himmlischer Verklärung und von irdischem Prunke, die Jungfrau den Blicken der Gläubigen.

„Die schönen Gemälde!" sagte einer von Giacomo's Freunden.

„Madonna's Diamanten sind mir lieber!" entgegnete ein Zweiter.

„Ha, was für Weiber!" zischelte mit lüsternem Tone ein Anderer.

„Ich wünschte mir nur Eine," sagte der Genueser leise, „und ich suche sie!"

Seine Augen liefen nach allen Seiten umher, bis zu den Wänden der Kirche hinauf. Die Feierlichkeit nahte ihrem Ende, der Segen ward empfangen, Jeder war fröhlich, Giacomo allein mißmuthig. Draußen fanden sie die Plätze und Straßen mit Palmen, rothen und weißen Blüthen, gestirnten Astern und gelben Pflanzenblättern bestreut; es gab einen Duft, welcher berauschte, wie Musik, wie Opium, wie der Kuß einer Frau; und auch der Himmel nahm Theil an dem Feste, denn er war ganz blau, durchsichtig und klar; und allenthalben erblickte man Zelte, man sah keinen einzigen Gang, welcher nicht eine Decke gegen die Sonne hatte.

Als der Augenblick der Procession sich näherte, machte sich die Menge auf den Weg; ganz Ajaccio fluthete durch die Gassen, durch welche der Zug gehen mußte. Ueberall strömten dem Schauenden trunkene Lust und ein Regen von Blumen entgegen, und die mit ihrem schönsten Geschmeide geschmückten jungen Weiber und das Volk in seinen neuen Kleidern fanden eben so viel Vergnügen daran, sich zu zeigen, als Andere zu sehen.

Endlich verkündete das einstimmige Geläute der Glocken den erwarteten Augenblick. — Es war schön, wahrhaftig! — Bilder, welche in weiße, gestickte Verzierungen eingerahmt waren, mit flatternden Schleiern und Bändern, Fahnen von allen Farben, golddurchwirkte Standarten, brennende Oriflammen, künstliche, die Natur treu nachahmende Guirlanden; und dann himmlische, ätherische Musik, heilige Gesänge; und dann der Zug der Priester in reichen Gewändern, hintendrein eine Menge Chorknaben. Endlich, inmitten zweier Reihen Soldaten, das große, silberne Bild der Jungfrau, welches ein abgeschiedenes Zeitalter der Frömmigkeit des lebenden vermacht hatte; den Zug schlossen die Edlen von Ajaccio, die greisen Sprößlinge alter Patricierfamilien.

„Und Giacomo! was ist aus Giacomo geworden?" fragten seine Kameraden und suchten ihn mit den Blicken unter der Menge, ohne ihn zu finden. —

„Seht, dort steht er, folgt meinem Finger!" sagte jetzt Einer.

„Ja wirklich, und was beginnt er da?" Der Sprecher stellte sich auf die Fußspitzen um besser zu sehen. „Gott, wie starr er jene Frau betrachtet, welche ihm gegenüber auf einer Terrasse steht."

„Eine schöne Frau, meiner Treu! und schwanger obendrein, wenn ich recht sehe. — Giacomo, he Giacomo!"

Der Eine wollte ihn rufen, aber ein Gerichtsdiener gebot ihm Stillschweigen, um nicht die Ordnung und Ruhe der Feierlichkeit zu stören.

„Aber was Teufel, birgt er unter seinem Mantel, wie bleich er aussieht!"

„Seht, er hat jene Weiber in Furcht gesetzt, sie treten von ihm zurück."

Wirklich zitterte Giacomo an allen Gliedern; der längst ersehnte Augenblick der Rache war da, er konnte seinen Schwur halten; diejenigen, welche ihm zunächst standen, waren — durch den Ungestüm seiner Bewegungen, die wilde Entstellung seiner Züge erschreckt — von ihm hinweggetreten, gleich als hätten sie ihn durchschaut. Giacom hatte nichts davon bemerkt, er starrte unaufhörlich auf das junge Weib,

welches fromm und in Andacht versunken, auf der Terrasse stand.

Aber gleich darauf, eben als der Zug zu Ende geht, fällt ein Schuß, man hört einen Schrei, und die schwangere Frau sinkt bewußtlos nieder. —

Die Verwirrung war so groß, daß man den Mörder aus den Augen verlor. Man hat nie erfahren, was mit ihm geworden.

Vor dem Hause, in welches man die leblose Frau getragen, rottete sich das Volk zusammen. Einige sagten, daß ein tödtliches Blei ihr Herz durchbohrt habe, und daß sie nach dem Tode noch schön und blühend aussehe. Andere behaupteten, durch ihr Herz sey die Kugel nicht gegangen, wohl aber habe der Schuß sie und ihr Kind getödtet. Mehrere wollten sogar versichern, der sie getödtet, sein ein unerhörter Liebhaber gewesen . . . .

Aber Keiner von Allen hatte Recht, denn nur der Knall, der Schreck hatte die Dame niedergeworfen, und die Kugel war dicht über ihren Kopf hinweggegangen.

Alle Vornehmen der Stadt drängten sich in die Gemächer; unter ihnen befanden sich auch einige Aerzte, welche eben zur rechten Zeit kamen, denn die Dame fühlte eine Crisis. Ein Paar Minuten später ward sie bleich und entfärbt in ihren Alkoven gebracht, dessen Verhänge sich für ein Weilchen niederließen.

Jeder fragte nach dem Ausgange. Man wartete unruhig auf Nachricht. Endlich kam die Kranke wieder zu sich, und der bejahrteste der Aerzte sprach, indem er das kleine Wesen, welches eben den Tag begrüßte, in den Händen emporhob, mit starker Stimme: „Kind! deine hohen Ahnen stehen im goldenen Buche verzeichnet. Du wirst nie den Ruhm verläugnen, den Du von Ihnen erbtest, Sohn Lätitia's Ramolini, Enkel des Gonfallonnier's von Saint Nicolas, Statthalters von Florenz, auf Dich kommt der Name eines Ursiner's; Sohn von Carl Bonaparte sei gegrüßt!"

Napoleon war geboren!!! —

(Aus dem unlängst in Paris erschienenen, vielgelesenen „Lit de camp." — Scènes de la vie militaire.)

Der Cotillon

ist ein heilloser und strafbarer Tanz, und wird hiermit auf seine Verbannung aus der Gesellschaft öffentlich und feierlichst angetragen.

Ohne durch schon zu oft dagewesene, allgemeine Betrachtungen über die Schädlichkeit des Tanzes jetziger Zeit ermüden zu wollen, werden wir diesem — das Gemeinwohl bezweckenden — Antrage die sorgfältigsten Berechnungen zu Grunde legen.

Nimmt man einen Cotillon im Durchschnitt zu 20 Paaren an, — dies ist doch gewiß die geringste Annahme welche wir machen können, — und die vortanzenden, geschnürten Jünglinge bringen nur fünf Touren in Ausübung, so sind dies 100 Touren, welche abgetanzt werden müssen. Da nun ohne Uebertreibung angenommen werden kann, daß eine Dame, besonders wenn sie bildende Tanzanstalten frequentirt, hat, einmal ums andere geholt wird, widrigenfalls sie so zu sagen einen schlechten Cotillon gemacht haben würde, so wird sie präter propter 50 Touren tanzen, wozu die fünf noch gerechnet werden müssen, welche sie mit dem Manne ihrer Wahl ex officio tanzt. Ferner die Eröffnungs- und Schluß-Touren, wobei ein förmlichrs Turnier abgalopirt wird; endlich die mehrfachen Gast- und Gnaden-Rollen, aus Großmuth für die alternde Reserve-Mannschaft, oder aus verschiedenen Rücksichten dem zweiten Aufgebot der Kurmacher geschenkt, dies würde in Summa doch wenigstens 60 Touren ausmachen.

Um nicht durch zu große Summen, und ein allzu schreckliches Resultat zu erschrecken, wollen wir immer ganz geringe Annahmen machen. Ist demnach der Kreis des Cotillons 15 Schritte im Durchmesser groß, so hat er nach dem großen Mathematiker Euclid 46 Schritte im Umkreise. Zwei Schritte gehören bekanntlich zu einer Walzerverdrehung, und auf jede Drehung kommen wieder 6 Tritte. Man erhält also folgende Gleichung:

$$(46:2) \cdot 6 = 138 \text{ Tritte.}$$

Dies mit 60 Touren multiplicirt giebt die Summe von 8280 Tritten. Unserem Versprechen treu: immer nur die geringsten Annahmen zu machen, wollen wir annehmen, daß bloß zweimal herumgetanzt wird; es

entsteht also eine Summe von 16,560 Tritten, welche von einer Dame im Cotillon gemacht werden.

Hat eine Dame nun aber das Unglück, (was leider gewöhnlich von der verkehrten tanzenden Welt für ein Glück geschätzt wird), an einen etwas heißhungrigen Jüngling zu gerathen, der sie in den ersten fünf Minuten nicht wieder losläßt, so geht die Berechnung ins Unendliche.

Aber wir bleiben bei den etatsmäßigen 16,560 Tritten stehen. Hätte sie nun diese Tritte in einer geraden Linie gemacht, so würde sie circa $1\frac{1}{2}$ geographische Meile im Hopsen zurückgelegt haben. — Nach den neuesten, zuverläßigsten Bestimmungen der Gesundheitsbehörde ist aber bei einer Dame von der stärksten Constitution die menschliche Lunge nur auf 90 Hops-Meilen berechnet, dergestalt, daß bei jeder Meile $\frac{1}{90}$ Lunge darauf, und bei der 90sten Meile die Dame ausgeht wie ein Licht. — Eine Dame setzt folglich per Cotillon $1\frac{1}{2}$ neunzigstel Lunge zu, das heißt, ihre Lunge reicht gerade zu 60 Cotillons aus.

Rechnet man nun den Winter, die Jahreszeit des Tanzes, zu 6 Monaten und alle 14 Tage einen Ball nebst Cotillon — gewiß die allerbescheidenste Annahme — so giebt dies 12 Cotillons per Winter — — und in fünf Jahren ist die Dame todt.

Dabei sind die übrigen Lungenangreifenden Fatiguen gar nicht einmal gerechnet, und noch keine Rücksicht auf das fleißige Reden genommen, das dann doch bei Damen auch nicht ganz zu übersehen ist. — Bedarf es noch mehr Beweise, um den Cotillon einen strafbaren Tanz zu nennen.

Doch wir gehen in unsern Berechnungen weiter. Von den zuschauenden Herrn und Damen — boshafterweise die Tapisserie genannt — werden einige geholt, andere nicht. Die Geholten fallen unter obige Berechnung, die Nichtgeholten übernimmt der Aerger, und sie gehen extra zu Grunde, ohne einmal einen Fuß gerührt zu haben.

Nach äußerst sorgfältigen Beobachtungen und Zählungen will man bemerkt haben, daß wer tanzfähig ist, und 36 Cotillons zusah, ohne geholt zu werden, geradezu umfällt und todt ist.

Da nun ein Cotillon von 20 Paaren gewöhnlich 60 Zuschauer zählt, von denen $\frac{1}{20}$ geholt und $\frac{19}{20}$ nicht geholt werden, so consumirt besagter Tanz per Winter:

1) an mittanzenden Damen . .	4	Personen
2) an beglückten Zuschauern . .	1	—
3) an sich heimlich Erboßenden .	6	—
Summa	11	Personen.

Und wenn man nun überlegt, wie viele Tanz-Gesellschaften, Konzerte mit kurzem und langen Tanz, Thee mit Tanz, Abendbrodt mit Tanz, Tanz im Freien, überhaupt Gelegenheiten zum Tanz existiren — muß man nicht vor dem furchtbaren Resultate wahrhaft erbeben, wenn man nach Cannabichs, Steins oder einer andern guten Geographie den Schaden nur für Städte erster und zweiter Klasse berechnet! ganz abgesehen von dem Verluste, denn die schönere Hälfte der Gesellschaft noch durch Schnürleiber, Florkleider, kühlende Getränke u. s. w. erleidet.

Gewiß ist man jetzt allgemein überzeugt, daß der Cotillon ein heilloser und strafbarer Tanz, und mit allem Rechte auf seine Verbannung aus der Gesellschaft anzutragen ist.

(Eine Vertheidigung dieses interessantesten, schönsten der Tänze, nebst Beweis: daß eine Dame trotz aller mitgemachten Cotillons eigentlich noch per Winter um ein Erkläglicheres zu wenig hopst, in einem folgenden Hefte.)

Von dem Gange des Erdenlebens.

Der bestimmteste, wiederkehrende Gang zeigt sich in dem Wechsel von Tag und Nacht, indem die Erde die eine Hälfte der Sonne, die andere dem Weltall zukehrt. Die Erde sucht die Sonne, wendet sich zu ihr und erglüht mit ihr im hellen Tageslichte; der an der Sonne gesättigte Theil flieht von ihr und wendet sich dem All zu, während die dunkle Seite, vom Lichthunger getrieben, sich gegen die Sonne kehrt, und ebenfalls in Wechselwirkung mit ihr erglüht; so erfolgt dies im beständigen Wechsel.

Die Sehnsucht der Erde nach dem Lichte giebt sich allgemein kund; fehlt das Licht, so quillt kein Leben aus ihr, kein Infusorium erwacht, keine Pflanze grünt, und das matte Thier vergeht; mit Jubel wird der Morgen von allen Wesen begrüßt; der Lichtstrahl weckt das Infusorium zum Leben, zieht die Pflanze hinauf zur Sonne, entfaltet ihre Blüthen, setzt die

ganze thierische Schöpfung in Bewegung und schmückt mit den schönsten Farben. Wir, wie alle Wesen, fühlen daß das Licht uns, und wir das Licht anziehen. — Auf daß alle Wesen gleichen Antheil am Lichte haben, hat die Erde in ihrem Umlaufe eine schiefe Richtung zur Sonne, damit abwechselnd die nördliche und südliche Hälfte ihren Lichthunger mehr sättigen kann.

So freudig aber alle Wesen das Licht begrüßen, mit so vieler Erquickung sie es schlürfen, es tritt bald ein Kulminationspunkt ein; das Gefühl der Sättigung wird immer stärker, die Sehnsucht nach Dunkelheit erwacht, und lebensmüde sinkt mit dem Abend alles Leben der Erde in ihren Schooß zurück. In der Dunkelheit ist das Pflanzenwachsthum gehemmt, die Blumen schließen sich und die Thierwelt sinkt in den Schlaf, bis der Lichthunger der Erde von Neuem erwacht; und so geht dieser Rhythmus fort, bis einst vielleicht ein gewaltiger Puls im Gange des Alllebens das Individuelle der Erde verschlingt.

Ganz ähnlich verhält sich der rhythmische Wechsel der Jahreszeiten. Wie die Erdrinde den Morgen jubelnd begrüßt, so frohlockt die mehr beleuchtete Halbkugel, wenn sie sich der Sonne zuwendet, d. h. wenn der Frühling wiederkehrt; allenthalben erwacht lebende Masse; in jedem Naß wimmeln Infusorien; üppig hebt sich die Pflanzenwelt und entfaltet ihre Blüthen, anfangs weiß und gelb, dann blau und roth; der Geschlechtstrieb erwacht in der Thierwelt und vermehrt die Masse des Lebens, bis die gesättigte Erdrinde im Herbste wieder dem Winter, der Jahresnacht zusinkt. So zeigen sich Sommer und Winter als Mittag und Nacht, Frühling und Herbst als Morgen und Abend des Tages, an dem die müde Pflanzenwelt aufhört zu leben, die Thierwelt zum großen Theil in langen Schlaf sinkt.

(Fortsetzung: Vom Pflanzenleben.)

Die Dampfmaschine.

In dem gedankenreichen und in hohem Grade belehrenden und unterhaltenden Werke, den Elements of Physics von Dr. Arnott, findet sich folgende leben- und geistvolle Schilderung der Dampfmaschine.

Der reiche Geist James Catts begnügte sich nicht mit den wesentlichen Verbesserungen in dem Getriebe der Maschine, sondern gestaltete das Ganze seines wunderbaren Werkes allmählig völlig um, immer von dem Grundsatz der höchsten Einfachheit und Zweckmäßigkeit geleitet. Es würde die Grenzen dieses Werkes überschreiten, wollten wir in die Details seiner Bemühungen eingehen; aber das müssen wir auch hier bemerken, daß die Dampfmaschine, wie sie jetzt besteht, eher einem lebenden organisch-beseelten Wesen, als einem Werke des menschlichen Erfindungsgeistes gleicht. Die Maschine schreibt sich selbst mit unwandelbarer Genauigkeit und Präcision die Zahl ihrer Stöße in einer gegebenen Zeit vor, und zeigt dieselben an, wie eine Uhr die Schläge eines Pendels; allein und durch sich selbst regulirt sich die Masse des Dampfes, die sie zu ihrem Wirken nöthig hat, die Lebendigkeit ihres Feuers, den Wasservorrath in ihrem Kessel, die ihr nöthige Masse von Nahrung und alles andere, dessen sie bedarf; mit mathematischer Genauigkeit schließt und öffnet sie nach Umständen ihre Ventile, schmiert ihre Glieder ein, stößt von selbst die Luft aus, welche durch einen Zufall in die Theile gedrungen sein möchte, die luftleer bleiben müssen, warnt ihre Aufseher durch das Läuten einer kleinen Glocke, wenn etwas bei ihr unrecht geht, was sie nicht selbst verbessern kann, und gehorcht endlich mit allen diesen Anlagen und Fähigkeiten, und trotz seiner Riesenkraft, welche der von sechs hundert Pferden gleich kommt, der Hand eines Knaben. Ihre Nahrung ist Holz oder Steinkohlen, oder jedes andere Brennmaterial; sie verzehrt keine, so lange sie ruhet, wird nie müde und bedarf keiner Erholung; einmal richtig und wohlgebaut, ist sie keiner Krankheit unterworfen, und versagt sich der Arbeit nur, wenn das Alter sie unbrauchbar machr. In allen Klimaten, zu allen Zwecken ist sie gleich thätig und bereit, pumpt Wasser aus, dient als Mineur, als Seemann, als Weber, als Schmid, als Baumwollenspinner, als Müller, und unterzieht sich jeder Art von Arbeit. Sie zieht mit Leichtigkeit Frachtwagen von 90 Tonnen Gewicht, oder ein ganzes Regiment Soldaten auf einer Eisenbahn mit einer Schnelligkeit dahin, der unsere flüchtigsten Rosse selbst nicht gleich kommen. Sie ist die Königin unter den Maschinen, eine immer tönende Lobrede auf den menschlichen Erfindungsgeist, und für unsere Zeit beinahe das, was die dienstbaren Genien für die Fabeln des Orients sind. —

Notizenbuch des Boten.

Der Korb mit Eiern.

Es ist wenig bekannt, durch welche besondere Umstände der große Friedrich in der schlechten Stellung bei Hochkirch festgehalten wurde, in welcher ihm, wie man sich erinnert, Daun am 14. October 1758 durch einen geschickt geleiteten Ueberfall einen so empfindlichen Verlust beibrachte. Der König hatte in der österreichischen Armee einen gewissen Major Schollner erkauft, durch welchen er alles erfuhr, was bei derselben vorging. Die Rapports wurden in einem Korbe mit Eiern überbracht, von denen ein ausgeblasenes das Schreiben enthielt. Unglücklicherweise mußte Daun dem Eierträger bei einem Spazierritt begegnen; er fragte ihn was er zu verkaufen habe, kaufte die Eier selbst und ließ sie nach seiner Küche bringen. Hierdurch wurde die Verrätherei entdeckt, und Daun benutzte diesen Umstand, um den König sicher zu machen. Er ließ den Correspondenten sogleich fordern, und nachdem er ihn auf das Härteste angegangen hatte, schenkte er ihm das Leben unter der Bedingung, den König durch Nachrichten, die er ihm in die Feder diktiren würde, zu hintergehen. Dies wiegte Friedrich in eine Sorglosigkeit ein, die ihm eine Schlacht und den Kern seines Heeres kostete. An einem Korbe mit Eiern hing Leben und Tod so vieler tausend Menschen.

Menschenverlust im siebenjährigen Kriege.

Preußen verlor im siebenjährigen Kriege 180,000 Soldaten in sechszehn großen Schlachten und Belagerungen. Durch die außerordentlichen Barbareien der Russen kamen noch 33,000 Menschen ums Leben. Die Russen büßten 120,000 Menschen in vier Hauptschlachten und durch die langen Märsche ein; den Oesterreichern kostete der Krieg 140,000 Menschen; die Franzosen rechnen ihren Verlust auf 200,000 Seelen; die Engländer den Ihrigen und den ihrer Bundesgenossen auf 160,000. Das Reichsheer büßte 7,500 und das schwedische 28,000 Mann ein. Jedes Jahr fraß also weit über 100,000 Menschen, ohne die zu rechnen, welche in den Kriegsdrangsalen durch Noth, Kummer und Hunger umkamen.

*** Die chinesischen Farben. Die Chineser färben nicht eher feine Seide mit einer kostbaren Farbe, als bis die Nord-Ostwinde eintreten, welche sie Packfung nennen. Dies geschieht aber gewöhnlich zu Ende des Septembers, wo dann die Luft so trocken wird, daß nicht ganz zusammengefügte Dielen in einem Zimmer oft einen Zoll weit auseinander gehen. In dieser Aufmerksamkeit auf den Zustand des Dunstkreises beruht das ganze Geheimniß der chinesischen Färber, welche bekanntlich ihren Farben den größten Glanz und außerordentliche Haltbarkeit zu geben wissen.

Anekdoten.

(Die Kriegsgefangenen.) Als im Jahr 1815 das Hauptquartier des Fürsten Blücher nach St. Cloud kam, wünschten mehrere Offiziere, vorzüglich des General-Stabes, einige ausgezeichnete und seltene Werke aus der kaiserlichen Bibliothek zu haben; jedoch wagten sie nicht hier ohne Erlaubniß des Fürsten Beute zu machen. Sie fragten diesen daher, und er erwiederte (wörtlich): „Bücher? die stehen ja in Reih und Glied, und sind also kriegsgefangen.“

(Gleiche Namen.) Prinz von M. reisete in Pommern, und alles beeiferte sich ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Nach einer Jagdpartie auf den Güthern des Fürsten P., lobte der Prinz die Jagdhunde, und zeichnete besonders einen aus, nach dessen Namen er den Führer fragte. Dieser will den Namen nicht sagen. Der Prinz nun begieriger, fragt wiederholt, da antwortete der Führer mit tiefer Verbeugung und in schamhafter Verlegenheit: „Ew. Durchlaucht, er heißt auch Prinz!

(Kann man auch mit Suppe taufen?) Ein Superintendent, der zugleich Ober-Inspector über einen Freitisch war, ärgerte sich oft über einen Candidaten, der sich angewöhnt hatte, bei jeder Gelegenheit Distinctionen (Unterscheidungen) zu machen, und sie allemal mit dem Worte distinguo anzuheben. „Et, mit Ihrem verwünschten distinguo!“ fuhr der Superintendent einmal auf; und um den Candidaten in Verlegenheit zu bringen, setzte er hinzu: „Sagen Sie mir doch, kann man auch mit Suppe taufen?“ — „Distinguo“ — erwiederte der Candidat — „mit Ihrer Suppe? nein. Aber mit der vom Freitisch? O ja!“ —

(Schöner Vorsatz.) Kurz nach dem Tode des Kanzlers N. in H. schrieb ein Schüler des dortigen Waisenhauses seinen Eltern: „— — noch muß ich Euch anzeigen, daß gestern einer der edelsten und gelehrtesten Männer, der Kanzler N. mit Tode abgegangen ist. Liebe Eltern, ich fühle es, ich soll, ich will, ich muß ihm gleich werden! Darum seid so gut und schickt mir nur — 5 Thaler.

Räthsel.

Du hörst ihn, er entzückt Dich;
In ein geschwindes Thier verwandelt ihn ein Strich. —

(Die ersten drei Einsender der richtigen Auflösung dieses Räthsels erhielten Jeder ein Frei-Exemplar des Breslauer Stadt- und Landboten.)

Herausgegeben von Moriz Bauschke. Gedruckt bei C. F. Fritsch.

1833. No. 1.

Beilage zum ersten Hefte des Breslauer Stadt- und Land-Boten.

„Berlin wie es ist und — trinkt."
Von Ad. Brennglas.

Erstes Heft: Eckensteher.
Berlin. Bechtold und Hartje. 1832.
Preis 7½ Sgr.
Mit Abbildung eines Berliner Eckenstehers.

Unter obigem Titel soll in einer Reihe von zwölf Heften eine vollständige Charakteristik der niedern Volksklassen dieser Residenz gegeben werden. Die Eckensteher, als die zahlreichste und eigenthümlichste Klasse aller Plebejer des stolzen Berlins werden im ersten Heftchen mit eben so viel Wahrheit als übersprudelnder Laune und einem treffenden Witz aufs treuste geschildert.

Wir geben den besten Beweis von unser eben gethanenen Aussage, wenn wir aus dem Büchlein selbst, da wo wir gerade aufschlagen, einige Proben geben.

Wozu der Streit!

Drei Eckensteher hatten in einer Schenkstube so viel Kümmel getrunken, daß zwei sich mit vieler Mühe noch auf den Beinen hielten, der Dritte aber bereits unter dem Tische lag und sich nicht mehr rühren konnte. „Wat sind wir nu schuldig?" fragte einer der Taumelnden. „Sie haben 47," antwortete der Wirth, „à 6 Pfennige — macht 23½ Sgr." — „Alle Hagel nich noch eens! Da wären wir doch besser jefahren, wenn wir uns Quartweise gekooft hätten!" — „Freilich wären Sie Quartweise vortheilhafter weggekommen," sagte der Wirth, „als bei so vielen Einzelnen, aber dafür kann ich doch nicht . . . ." Da guckte der total Besoffene unter dem Tische hervor und lallte: „Na wat streit Ihr Euch denn? det können wir ja noch!"

Die billigste Art.

Ein Herr, der auszog, hatte eine Kommode vor die Hausthüre bringen lassen und holte sich einen Eckensteher, der dieselbe forttragen sollte. „Was wollen Sie dafür haben?" fragte der Herr. „Zehne!" war die Antwort. „Ach! mehr als fünf Silbergroschen gebe ich nicht!" „Det haben Se ooch nich nöthig," antwortete der Eckensteher, lassen Sie se man da stehen und warten Se bis et Nacht is, da drägt se Ihnen eener umsonst weg!"

Eben darum!

Ein betrunkener Eckensteher kam zu einem Prediger und sagte: „Herr Pastor! ick will mir scheiden lassen!" — „Warum denn?" — „Ja, meine Frau drinkt zu ville Schnaps." — „Zuviel Schnaps?" fragte verwundert der Prediger, „und darüber beklagst Du Dich, der Du täglich betrunken bist?" „Eben dadrum!" antwortete der Eckensteher, „eener muß doch in der Familie sind, der nüchtern is!"

Die blutige Nase.

(Ein Eckensteher ist vor Gericht gefordert, weil er einem Andern die Nase blutig geschlagen hatz als ihn der Auskultator vernehmen will, erzählt er Folgendes:)

Eckensteher. Ja sehn Se Herr Kultater, es war jrade an einen Sontag, da stehe ick in meine Stube un denke vor mir: Kielmeier! wo dähmeltsten heute hin? Na, denk ick, du wirst rausdähmeln vors Oranienburger-Thor zu Rennebohmen. Jut. Jesajt, jedhan! Ick seh aus't Fenster raus; ick denke: ziehst

du dir deine bunte Kattunene an, oder nich? Na, denk ick, det Wetter is halwege, du wirst dir deine Kattunene anziehen. Jut! — Wie ick runter komme un bin kaum ne Ecke jejangen, so drippelt's. Schwerebrett! denk ick, du kannst doch wohl nich in deine Jacke jehen, du wirscht dir deinen blauen Rock anziehen — nu sehn Se Herr Kultator; ick kehre richtig um un ziehe mir meinen Rock an.

Auskultator (unwillig.) Zum Teufel, weiter! Das gehört ja nicht zur Sache!

Eckensteher. Ja woll Herr Kultator! Ick kann doch nich ohne Rock jehen? Also ick jehe nu mit meinen Blauen un komme richtig raus zu Rennebohmen. Ick saje zu ihm: „Jun Dag Rennebohm!" — „Jun Dag Kielmeyer!" sagt er. „Wie jeht's Dir?" frage ich ihn. — „Ich danke Dir!" sagt er, „un Dir?" — „O ich danke Dir!" sagte ich. Darauf sagte Rennebohm: „kann ick Dir vielleicht mit einem Bittern aufwarten?" — „Ne," sagt ich, „ich danke Dir, ich habe mir einen Anies mitgebracht. Darauf jreiff ich in die Rocktasche un hole meine Carline raus und jieße einen hinter de Binde. Rennebohm nimmt ooch einen, ich nehme ooch noch einen und Rennebohm nimmt ooch noch einen. Des is jut! — Nu jesellte sich da ein Mensch zu uns, der nimmt ooch einige — wir unterhalten uns; wir kommen in Streit un der Mensch schimpft mir in der Hitze des Jesprächs: „Fanschon!" Nun sehn Se Herr Kultator — Fanschon — des is en Hundename; denn ich habe mal bein Commerschenrath jearbeitet, un der hatte einen Hund un dieser Hund der hieß „Fanschon." Und ein Hund, Herr Kultator, das ist eine Thöle — und ich kann doch unmöglich eine Thöle nich sind! — So wie er mir also Fanschon geschumpfen hat, so stech' ich ihm eine. Er stecht mir wieder eine; drauf stech' ich ihm noch eine un darauf stecht er mir ooch noch eine, un wie wir so im besten Stechen sind, so kommt mein Freund Rennebohm un stecht uns Jeden eine, un fuhrwerkt mit uns vor die Thüre raus, so daß wir jrade in den Rennsteen torkeln. — Nu kommt der Mensch zufällig unten zu liejen un ich auf ihm drauf — un wir liejen noch jar nich lange, so kommt ein Schandarmerie und fragt mir, was ich da mache? „Herr Schandarmerie!" sag' ick, „des is mein Freund, ich habe ihm was zu sagen." — Nu wurde der Mensch aber da unten unruhig un nimmt seine Fäuste un alkst mir ins Jesichte. Ick denke: warte! Ick greife also in den Rennsteen un breche mir da son kleen Steenecken von een Pfündener sechzehn los, un quetsche ihm des so uf de Näse. Nu muß de Näse woll eine Borschte oder einen Springs gekriegt haben, oder se hat ooch woll schonst einen jehabt, des will ick ungesagt lassen — nu soll ick davor hier unschuldige Keile kriegen u. s. w.

Das ist auch darnach!

A. Du hast ja woll en kleenen Jungen gekriegt?

B. Ja!

A. Wo läßten immer doofen?

B. In der Jeorjen-Kirche.

A. Wat mußten da jeben?

B. Een Dahler un fünf Silbergroschens.

A. Dunnerwetter, dets ville! Da komm nach de Spittelkirche, da doofen se Dir den schönsten Jungen vor sechszehn Jroschen!

B. (achselzuckend.) Vor sechzehn Jroschen doofen? Na, det wird ooch darnach sind!

Spekulation.

In einer Destillations-Anstalt hatte der Wirth aus wohlberechneter Industrie eingeführt, daß Jeder der drei Glas Schnaps trank, das vierte umsonst bekam, und so tranken denn viele, statt ihrer gewöhnlichen zwei Glas oftmals vier. Ein Tages trat schnell ein Eckensteher in den Laden und rief dem Wirth zu: „Schenken Se mer mal enen in; aber jleich den vierten!"

Der macht's klüger.

In einer Schnapsstube saßen mehrere Eckensteher und tranken. „Det is doch närrsch!" sagte Lude, „wenn ick mir bedrunken habe un will zu Hause gehen, so turkle ick un falle jedesmal in den Rennsteen." — „Da bin ick doch ville klüjer," sagte ein Anderer, „denn wenn ick besoffen bin, so geh ick direkte in den Rennsteen; wenn ick denn turkle, so fall' ick wieder raus."